

Tanz

Autor(en): **Meier, Iren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **115 (2021)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-965891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu den Illustrationen in diesem Heft:

Kurt Marti hat unter dem Titel *Abschweifungen noch am Kuhnweg* eine Sammlung von 44 Zeichnungen und Collagearbeiten hinterlassen. Sie sind näherungsweise auf die Jahre 1996 bis 2005 zu datieren.

Die *Neuen Wege* danken der Kurt Marti-Stiftung (Bern) und dem Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), einige dieser Blätter veröffentlichen zu dürfen.

Zu den Gedichten:

Die beiden Gedichte stammen aus dem Nachlass Kurt Martis. Sie erscheinen im Januar 2021 im Band *Hannis Äpfel. Gedichte aus dem Nachlass* im Wallstein Verlag, Göttingen (hg. v. Guy Krneta, mit einem Nachwort von Nora Gomringer). Die *Neuen Wege* danken dem Verlag für das Recht, die Gedichte abzudrucken.



Anstoss!

Tanz

Iren Meier

Dieses Gedicht, einmal gelesen, bleibt im Herzen:

*die stille
müssen wir
in uns tragen*

*wie das meer
wie den himmel
wie das licht*

Ein kleines Lied, das sich singt, leise im Hintergrund. Komponiert hat es Helena Aeschbacher-Sinecká. Die Dichterin und Malerin lebt seit Jahren im Kloster Kappel am Albis. Zurückgezogen als Einsiedlerin, der künstlerischen Arbeit voll hingegeben.

Das Meer – wie kann ich es in mir tragen? Ich habe acht Jahre meines Lebens am Meer gelebt. Nur fünf Minuten zu Fuss, den Hügel hinab, über die breite, laute Strasse, und da war es. Oft ganz gelassen. Manchmal wild und schäumend. Immer anders, immer neu. Immer Begegnung, Beziehung. Nur schon das Wissen: Es ist da. Nur schon die Ahnung des Rauschens. In den tiefsten Momenten, den schwierigsten und den schönsten – immer fand ich mich an der Küste des Meeres. Und immer breitete sich dort eine tiefe Ruhe in mir aus, ein Grundvertrauen. Ich konnte weitergehen, weitermachen.

Der Biologe, Philosoph und Autor Andreas Weber beschreibt in seinem Buch *Sein und Teilen. Eine Praxis schöpferischer Existenz*, was wir in solchen Augenblicken erfahren: «Das Meer ist nichts anderes als ein Atem, ein grosses, unaufhörliches Ein- und Ausatmen. Erstaunt fühle ich, wie sich meine Brust von selbst hebt und senkt. Vielleicht ist dieses Ein- und Ausatmen der See nichts anderes als mein eigener Atem. Wir atmen gemeinsam, wir atmen in einem Zug. Die Oberfläche des Meeres hebt und senkt sich wie mein Brustkorb, und ich weiss mit jeder gemächlich anrollenden Welle, mit jedem Anrauschen auf den Felsen, das in weissen Schaum zerspringt und wieder hinwegflutet: Ich bin am Leben.» Das Meer atmet mich. Anrollen, aufschäumen, der Moment der Ruhe und des Sammeln und dann das Verströmen in die Weite. Die Hingabe. Die Selbstvergessenheit. Die Welle des Lebens. Das Meer, eine Quelle des Seins. Andreas Weber: «Das

Meer ist eine Allmende. Darum zieht es uns so magisch an. [...] Allmende ist ein Geflecht von Beziehungen, durch die sich Lebendigkeit entfaltet. Ökosysteme zum Beispiel sind Allmende. [...] Zur Allmende gehören drei Dinge: Sie ist Materie, sie ist Teilhabe, sie ist Gefühl. [...] Anders als unser gängiges Weltbild, in dem der und die Einzelne der Welt getrennt gegenübersteht, lässt die Lebensanschauung der Allmende das Äussere (Beziehungen, Materie) und das Innerliche (Empfindungen, Sinn) in einen Tanz treten.» Ich bin das Ganze. Verbunden mit allem, mit allen. Aufgehoben die Trennung.

Den Himmel – wie kann ich ihn in mir tragen? Ist die Frage nicht falsch gestellt? Gab es je einen Moment, wo der Himmel nicht da war? Seit meiner Geburt, ja seit vor meiner Geburt, ist er das Dach meines Lebens – ohne Anfang und Ende. Eine Decke, scheinbar immer in Auflösung und Neugestaltung begriffen. Flüchtig. Wolkenbilder, Sternbilder, Mondsichel, Blitzgewitter. Ein Film auf der unendlichen blauen, unbewegten Leinwand. Das Erstaunliche: Beim Blick hinauf in die allumfassende Weite kann ich mich verlieren – in der tiefen Geborgenheit. Himmelwärts, welch schönes Wort.

Das Licht – wie kann ich es in mir tragen? Wie kommt es in mein Herz? Kann gar nicht, würde Albert Einstein sagen. Es ist zu schnell. Nicht zu fassen, nicht zu greifen, nicht zu begreifen. Und ist doch immer da. Scheint durch die Ritzen in den dunklen Raum, in dunkler Zeit. Bricht die Nacht. Weckt die Schlafenden.

Das Meer, der Himmel, das Licht – sie alle sind das Grenzenlose, das Offene, das Unendliche, Freie. Aus meiner Perspektive, die ans Meer kann, wenn es ihr passt. Die den Himmel sieht, wenn sie aus ihrem Haus geht. Die die Lampen jederzeit anzünden kann. Wohlfeil?

Was, wenn das Meer zur Lebensbedrohung wird in einem lecken Boot von Flüchtenden? Was, wenn der Himmel nicht schützt vor Regen und Kälte und kein anderes Dach vorhanden ist für den Menschen, der auf der Strasse lebt? Was, wenn Leiden und Krisen so konkret und umfassend sind, dass der Blick übers Meer und zum Himmel nicht möglich ist, nicht hilft, nichts ändert? Was heisst es für all jene, die nicht so leicht in den Tanz treten können, als den Andreas Weber die Allmende beschreibt?

Ich kenne die Antwort nicht. Aber vielleicht gibt Helena Aeschbacher-Sinecká einen Wink, wenn sie von der Stille spricht. Der Kern ihres Gedichts ist die Stille. Ist sie der Grund, von dem alles ausgeht, von dem wir ausgehen? Wo wir alle sind? Aus der am Ende auch Handeln

möglich oder sogar zwingend wird? Weil ich mich nicht als mich allein erfahre, sondern als Teil der Gemeinschaft, des Ganzen.

So sehr das Reden und Schreiben über die Stille ein Widerspruch ist, so sehr können einen Worte über die Stille ergreifen:

*Wenn ich ganz still bin
kann ich von meinem bett aus
das meer rauschen hören
es genügt aber nicht ganz still zu sein
ich muss auch meine gedanken vom land abziehen*

*Es genügt nicht die gedanken vom festland abzuziehen
ich muss auch das atmen dem meer anpassen
weil ich beim einatmen weniger höre*

*Es genügt nicht den atem dem meer anzupassen
ich muss auch händen und füssen die ungeduld nehmen*

*Es genügt nicht hände und füsse zu besänftigen
ich muss auch die bilder von mir weggeben*

*Es genügt nicht die bilder wegzugeben
ich muss auch das müssen lassen*

*Es genügt nicht das müssen zu lassen
solange ich das ich nicht verlasse*

*Es genügt nicht das ich zu lassen
ich lerne das fallen*

*Es genügt nicht zu fallen
aber während ich falle
und mir entsinke
höre ich auf
das meer zu suchen
weil das meer nun
von der küste heraufgekommen
in mein zimmer getreten
um mich ist*

Wenn ich ganz still bin

Dorothee Sölle
In: *Die revolutionäre Geduld*. Berlin 1974.

- Iren Meier, *1955, arbeitete bis 2018 als Journalistin bei Radio SRF. Sie war Korrespondentin für Osteuropa und den Balkan mit Sitz in Prag und Belgrad und arbeitete als Nahostkorrespondentin in Beirut. Abwechselnd mit dem Autorinnenkollektiv Bla*Sh schreibt sie alle zwei Monate an dieser Stelle die Kolumne *Anstoss!*